# Der Hausfreund

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT“

Nr. 9 Lemberg, am 12. Ernting (August) 1928





8)

Wie mit Blut übergossen, saß Carmen auf ihrem Stuhl. Am liebsten wäre sie wieder aufgesprungen und davongelaufen. Statt einer Anerkennung ihres pflichteifrigen Wirkens wurde ihr ein schroffer Tadel zuteil, und noch dazu in einem Tone, in dem man ein Schulmädchen abkanzelt. Das Blut kochte ihr in den Adern vor Empörung, der beleidigte Stolz regte sich wieder. Aber sie machte eine energische Schluckbewegung, um die bittere Pille herunterzuschlucken. Sie wollte ihm ihr Gekränktsein, das er übertriebene Empfindlichkeit genannt hatte, nicht wieder zeigen. Sie ärgerte sich ohnehin über sich selbst, daß seine Worte sie schon wieder so tief trafen.

Sich zu einer völlig gleichgültigen Miene und ruhigem Ton zwingend, sagte sie:

„Wie Sie wünschen, Herr Professor.“

„Gut also —“ fuhr er fort, „ich wünsche ferner, daß Sie mir jeden Abend — etwa um dieselbe Zeit wie heute — Bericht über etwaige Krankheitserscheinungen und Wünsche meiner Patienten erstatten und sich zugleich meine Instruktionen für den nächsten Tag geben lassen.“

Das kann ja nett werden, dachte Carmen mit gelindem Schauder, aber sie schwieg und wartete ab, was er sonst noch Angenehmes von ihr verlangen würde. Sie war jetzt auf alles gefaßt.

„Und noch eins,“ sprach der Professor weiter. „Sie haben gehört, daß Gräfin Braunfels heute ihre Gesellschafterin Knall und Fall entlassen hat. Die Frau Gräfin ist in Verlegenheit, denn sie kann ihren linken gelähmten Arm schwer bewegen und braucht Hilfeleistung. Sie hat mich gebeten, Ihre Hilfe für einige Zeit am Tage, besonders abends beim Zubettegehen, in Anspruch nehmen zu dürfen, bis sie Ersatz gefunden hat.“

Carmen biß sich auf die Lippe. Kammerjungferndienste bei der alten hochmütigen, ewig nörgelnden Gräfin, der nie jemand etwas zu Dank machte, zu verrichten, schien ihr ein starkes Ansinnen. Indessen hatte eine Krankenpflegerin schließlich Samariterin und Dienerin in einer Person zu sein.

Hartungen schien eine Ablehnung ihrerseits auch nicht zu erwarten. Mit den Worten: „Das wäre alles, was ich Ihnen heute zu sagen habe,“ entließ er sie.

Als Carmen draußen war, hatte sie wieder das Gefühl, eine Niederlage erlitten zu haben, aber sie verscheuchte ihren Unmut mit einem leisen Auflachen. Es erschien ihr wirklich lächerlich, daß er um eine Aspirintablette so viel Aufhebens machte, und sie nannte ihn insgeheim pedantisch und kleinlich. Wie er nur davon erfahren haben mochte? Hatte Exzellenz Poser wieder einmal recht mit seiner Behauptung, daß es hier wie in einer Kleinstadt zuging? Da mußte man sich ja höllisch in acht nehmen. Hier schienen die Wände nicht allein Ohren, sondern auch Augen zu haben. Oder — hatte Doktor Elsner Farbe bekennen müssen, als er heute früh, wie sie aus des Barons Zimmer kam, mit Hartungen zusammenstand? Daher also — natürlich. Sie knipste mit den Fingern und begab sich — wieder im Gleichgewicht — in den Speisesaal, wo schon alle versammelt waren.

An der Seite von Frau Behrendt, der Hausdame, in der sie schon längst die feingebildete, gütige Frau schätzen gelernt hatte, nahm sie ihren gewohnten Platz ein, und die Unterhaltung begann.

Die kleine innerliche Erregung verlieh ihr heute einen erhöhten Reiz, und die Herren reckten die Köpfe nach ihr. Der italienische Graf, Conte Orsini, ließ seine Glutaugen verstohlen auf ihr ruhen — er hatte seinen Platz zu weit entfernt von ihr, um sie in ein Gespräch ziehen zu können. Desto eifriger bemühten sich die anderen Herren um sie. Fürst Meschnikoff, Mister Bobkins, der reiche Amerikaner und Bruder der blonden Miß Ethel an seiner Seite, der Maler Steinau und einige deutsche Offiziere.

Komtesse Dornau, die den Baron von Rosen zum Tischnachbarn hatte, und der vor der Ankunft Schwester Carmens eifrig von diesem gehuldigt worden war, rümpfte verächtlich das aristokratische Näschen, als er sich jetzt so oft zur Schwester wandte, und verhielt sich hochmütig reserviert. Fräulein Stein, die schlanke Brünette, die stets in schwarz gekleidet war, was für ihren geblich-blassen Teint durchaus unvorteilhaft erschien, machte eine versteckte boshafte Bemerkung über Frau Dietrich. Sie teilte gern Malicen aus, und die „lustige Witwe“ gab ihr reichlich Gelegenheit dazu. Wie sie zum Beispiel des jungen Bankbeamten Aufmerksamkeit durch ein überlautes, unfeines Lachen, bei dem die Gräfin am oberen Ende der Tafel jedesmal nervös zusammenzuckte, zu fesseln suchte, wirkte belustigend. Willychen Körners Augen gingen nämlich verräterisch oft zu der schönen Schwester hin, und er war doch Gerda Dietrichs „letzter Versuch“, wie es hier allgemein spöttisch hieß. Sie machte aus ihren Absichten kein Hehl und hatte der Reihe nach mit allen Männern hier im Sanatorium kokettiert, den Professor nicht ausgenommen, — bis sie schließlich mit dem magenleidenden Bankbeamten vorlieb nahm. Er war wenigstens ein Mann. Aber auch bei ihm hatte sie wenig Erfolg.

Nach der Abendtafel vereinigte man sich wie gewöhnlich, wenn es zu kühl war, um auf der großen Veranda zu sitzen und über den vom Mondlicht bestrahlten Luganer See hinzuträumen, im Gesellschafts- und Musikzimmer. Man saß in Gruppen zusammen und plauderte; zuweilen wurden auch Vorträge gehalten, es wurde vorgelesen oder musiziert. Frau Behrendt und Schwester Carmen durften bei diesem geselligen Zusammensein nie fehlen.

Frau Rudloff hatte es sich auf dem niedrigen Sofa bequem gemacht und packte bereits verstohlen einen mitgebrachten Novellenband aus. Ihr zur Seite saß die ewig über allerhand Schmerzen klagende Frau Körner, Willychens Mutter.

Gerda Dietrich hatte sich Schwester Carmens bemächtigt und sie in eine verschwiegene Ecke am Fenster gezogen. Hier machte sie ihr wiederum intime Enthüllungen über ihre unglückliche, erste Ehe und schloß mit der eindringlichen Frage, ob ihr Wunsch, die trüben Eindrücke ihrer ersten Ehe durch eine neue zu verwischen, nicht gerechtfertigt wäre. Allerdings könne sie sich schwer dazu entschließen, und sie hätte bis jetzt auch noch keinen Mann gefunden, der ihr zusagte. Bei jedem wäre etwas auszusetzen. Der eine wäre Witwer und hatte ein Kind, und sie eigne sich nicht zur Stiefmutter — der zweite liefe jeder Schürze nach, der dritte wäre Ausländer, und der vierte noch zu jung für sie, obgleich es heute Mode wäre, daß die Frau dem Manne um etliche Jahre voraus sei.

Carmen ließ alles mit freundlicher Geduld über sich ergehen, und es entfloh ihr kaum ein flüchtiges Lächeln, als sie in den aufgeführten Bewerbern die männlichen Insassen des Sanatoriums wiederzuerkennen glaubte. Ihre Gedanken waren anderswo.

Da sah sie den Amerikaner mit langen Schritten auf ihr Plätzchen zukommen.

„Very well, daß ich finde endlik die Schwester,“ sagte er in seinem gebrochenen Deutsch, blieb vor ihr stehen, kniff seine ohnehin kleinen Augen noch mehr zusammen und preßte die linke Hand auf sein Herz. „Mir sein nemlik serr ellend — serr ellend.“

„O," machte Carmen, belustigt zu ihm aufsehend. „So sehen Sie aber nicht aus, Mister Bobkins."

„Doch, doch — Aussehen trugt, Schwester Carmen — ick haben eine starke Unruhe im Herzen und my head tut ueh — yes, serr ueh. Uollen Sie geben mir heute abend ein Aspirintablett?"

Carmen und Gerda lachten hell auf.

„No, Mister Bobkins," sagte Carmen, seine Ausdrucksweise nachahmend, „mit Aspirintablett ist es vorbei."

„Uarum vorbei?" fragte er, ihren Spott nicht verstehend.

„Ich müßte den Herrn Professor erst um Erlaubnis fragen."

„O, nicht nötik, nicht nötit," wehrte er ab. „Sie werden können geben mir ohne Frage, wie heute dem Baron."

„Verboten — von heute ab," entschied sie kurz. Also der wußte auch schon darum.

„Unmöglich — Sie wollen nur nicht —" wandte er ein.

„Nun gut — ich uill nicht."

Ihr silberhelles Lachen klang jetzt so frisch und lustig, daß die anderen auf die verschwiegene Ecke aufmerksam wurden.

Baron von Rosen entdeckte als Erster das Versteck und wollte gern mitlachen, wie er sich ausdrückte. Hinter ihm drängten sich der Conte Orsini und einige andere Herren.

Auch bis zu den beiden Damen auf dem Sofa drang das Lachen und Plaudern aus jener Ecke.

„Ist sie nicht ein traustes Marjellchen, unsere neue Schwester?" fragte Frau Rudloff jetzt in unverfälschtem ostpreußischen Dialekt.

Frau Körner stimmte mit einem leichten Seufzer zu, während ein Seitenblick ihren Sohn, der mit begehrlichen Augen nach jener verfänglichen Ecke schielte, streifte. Er war wieder einmal auf dem besten Wege, sich sterblich und hoffnungslos zu verlieben. Eine arme Krankenschwester war ihr aber keine erwünschte Schwiegertochter. Willy mußte reich heiraten.

„Sie ist bezaubernd," scholl plötzlich eine Stimme dicht neben den beiden Damen.

Frau Rudloff wandte sich um und sah in das verzückte Gesicht der kleinen Baroneß Frankenstein.

Da lachte sie.

„Warum stehen Sie denn hier so abseits und gehen nicht zu Ihrem Idol?" fragte sie.

Man wußte es hier längst, daß der Backfisch für die Schwester schwärmte.

„Ich möchte schon — getraue mich aber nicht," gestand die Kleine.

„Warum nicht gar," sagte Frau Rudloff, „kommen Sie nur mit, ich bringe Sie hin."

„Sie sind sehr freundlich, Frau Geheimrat, aber —" der vierzehnjährige Backfisch mit den langen, beschleiften Zöpfen machte ein trübseliges Gesicht. „Mama hat befohlen, daß ich im Nebenzimmer, wo auch Frau Gräfin Braunfels, Komteß Dornau und Fräulein von Besser sitzen, bleibe — ich habe mich nur einen Augenblick heimlich fortgestohlen."

„Ach so," machte Frau Rudloff pikiert, „dann kann ich Ihnen allerdings nicht helfen."

Es war von den bürgerlichen Damen längst übel vermerkt worden, daß Gräfin Braunfels sich mit ihrem exklusiven Kreis so oft von ihnen absonderte.

Die Herren blieben freilich diesseits. Es gab einige recht nette junge Mädchen und Frauen unter den anderen. Aber die schöne Schwester blieb der Hauptanziehungspunkt.

Mittlerweile hatte sich ein ganzer Kreis von Herren und Damen in jener Ecke zusammengefunden, und das Plaudern und Lachen schien kein Ende nehmen zu wollen.

Mit einem Male brach es jäh ab.

Jemand hatte den Namen Hartungen genannt.

Und da stand er auch schon mitten im Zimmer, nach allen Seiten grüßend.

Niemand hatte seinen Eintritt bemerkt.

Es war etwas so Seltenes, wenn er sich abends noch unter seinen Gästen zeigte, daß sein Erscheinen eine gewisse Erregung hervorrief.

Man scharte sich um ihn, und bald war er von einem großen Kreis umgeben, aus dem jeder zu Worte kommen und von ihm beachtet sein wollte. Frau Geheimrat Rudloff hätte ihn am liebsten gänzlich mit Beschlag belegt und vergaß darüber, daß sie um die Gelegenheit, ihre Novelle vorzulesen, gekommen war.

Carmen hatte sich etwas in den Hintergrund zurückgezogen. Sie verspürte ein leichtes Unbehagen und wußte nicht, welchen Motiven es entsprang. Ein Gekränktsein oder gar Schmollen wegen des heutigen Auftritts mit ihm zu zeigen, lag ihr fern, wenn sie sich im tiefsten Herzensgrund auch nicht ganz frei davon fühlte. Auch der erste Schreck, daß er sie im Kreise der jungen Herren plaudern und lachen gesehen, war längst verflogen und hatte einer Art Trotz Platz gemacht. Seine Gegenwart hatte nun einmal etwas Bedrückendes für sie, wenn er augenscheinlich auch nicht die geringste Notiz von ihr nahm.

So lieb ihr dieses Nichtbeachtetwerden einerseits war, so verletzte es sie doch. Wenn sie auch in gewissem Sinne in einem Abhängigkeitsverhältnis zu ihm stand, so war er ihr doch außerhalb des Berufs gesellschaftliche Rücksicht schuldig. Sie war zu sehr daran gewöhnt, um den Mangel nicht bitter zu empfinden.

Daß sie in diesem Empfinden ungerecht urteilte, bedachte sie nicht. Die anderen drängten sich eben in seine Nähe, während sie sich stolz zurückhielt.

Die lustige Stimmung war ihr verflogen; sie saß, ohne sich an der allgemeinen Unterhaltung zu beteiligen, mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, außerhalb des großen Kreises.

Da zog jemand einen Stuhl an ihre Seite.

Sich umwendend, gewahrte sie Exzellenz von Poser, der sich mit der Frage, ob sie gestatte, neben ihr niederließ und sogleich mit ihr zu plaudern begann.

Sie war dem alten Herrn noch nie so zugetan gewesen, wie in dem Augenblick. Seine ritterliche Aufmerksamkeit gab ihr die Sicherheit und Stimmung zurück, und sie unterhielt sich so lebhaft und unbefangen mit ihm, als wenn es keinen Hartungen im Zimmer gäbe.

Nach etwa einer Stunde verabschiedete Hartungen sich wieder, wie bei seinem Eintritt nach allen Seiten grüßend, ohne jemand speziell zu bevorzugen oder ihm gar die Hand zu reichen.

Eine gehobene Stimmung blieb unter den Gästen zurück.

„Daß dieser interessante Mann nicht wieder heiratet!" ließ sich jetzt die breite Stimme der jungen Amerikanerin, Miß Ethel, vernehmen.

„Er wird haben zu serr geliebt seine erste Frau, um ihr zu geben eine Nachfolgerin," setzte Mr. Bobkins die Rede seiner Schwester fort.

„Und manch eine möchte doch gern Frau Professor von Hartungen werden," warf Fräulein Stein mit einem kleinen, boshaften Seitenblick auf Gerda Dietrich dazwischen.

Alle lachten.

„Es wäre für sein Töchterchen jedenfalls besser, er verheiratete sich wieder," lenkte Frau Körner ab. Sie zeigte sich gern als die allezeit Liebenswürdige und human Denkende, die Angegriffenen in Schutz Nehmende, wofür sie von Unerfahrenen auch gehalten wurde. Die weltkluge Frau unter dieser Maske entdeckten nur wenige.

„Das arme Dingelchen muß sich in Pensionen herumschlagen und hat kein rechtes Elternhaus," fuhr sie fort, „denn im Sanatorium ist kein geeigneter Aufenthalt für ein Kind, zumal es hier sonst keine Kinder gibt."

„So? Ein Kind hat er? Wie alt ist es? Wo lebt es? Und woher wissen Sie das?" So schwirrte es jetzt bunt durcheinander.

Die meisten hatten von diesem Kinde noch nichts gehört, und es interessierte besonders die Damen, etwas näheres von ihm zu erfahren.

„Es ist in einer Genfer Pension untergebracht, wie ich hörte," sagte Frau Körner, stolz in dem Bewußtsein, mehr zu wissen als die anderen, „es ist acht Jahre alt, und in den Ferien besucht es seinen Vater. Nicht wahr, Frau Behrendt?" wandte sie sich an die Hausdame. „Sie wissen das jedenfalls besser, da Sie schon so lange hier sind."

„Allerdings," antwortete Frau Behrendt zurückhaltend. „Ich bin seit drei Jahren, als der Herr Professor das Sanatorium hier übernahm, bei ihm."

(Fortsetzung folgt)

# Bunte Chronik

## Raketenwagen IV explodiert

Hannover, 4. August. Unter Ausschluß der Oeffentlichkeit fand heute früh auf der noch nicht in Betrieb genommenen Strecke der Reichsbahn bei Burgwedel eine neue Versuchsfahrt mit dem Raketenwagen Rak. IV statt. Der Wagen wurde unter Leitung von Fritz von Opel gestartet, explodierte jedoch, nachdem er kaum 70 Meter der Fahrbahn zurückgelegt hatte. Er wurde vollkommen zerstört. Personen sind glücklicherweise nicht zu Schaden gekommen.

Die Vorbereitungen zu einer neuen Versuchsfahrt waren in aller Stille vor sich gegangen. Mit Rücksicht auf die frühere Explosion des Rak. III hatte man beschlossen, die Oeffentlichkeit vollkommen auszuschließen. Trotzdem hatten sich zahlreiche Zuschauer aus Burgwedel und den umliegenden Dörfern an der Versuchsstrecke eingefunden.

Kurz nach 5 Uhr war die Spannung der Anwesenden auf das höchste gestiegen. Alle Vorbereitungen waren beendet. Auf einer Brücke, die sich, 200 Meter vom Startplatz entfernt, über den Gleisen erhebt, hatten Fritz von Opel und einige Filmoperateure und Photographen Platz genommen. Außerdem befand sich der Antennenmast des Rundfunks dabei. Als es nicht gelingen wollte, unvorsichtige Zuschauer von den Gleisen zu bringen, ließ man kurz entschlossen mehrere Pistolenschüsse abfeuern. Dann ertönte der Ruf: „Gleis frei!" Fritz von Opel schwenkte seinen Mantel, und im gleichen Augenblick donnerte Rak. IV los. Aber schon in der nächsten Sekunde schoß eine mächtige Feuergarbe empor Leuchtkugeln mit langem gekräuselten Rauchschweif schlangen sich blitzschnell in die Luft. Dann war alles in große Rauchwolken gehüllt. Ein neues Krachen und Donnern. Zwischen Rauch und Feuergarben machte der Wagen einen gewaltigen Satz. Die Zuschauer flohen entsetzt zurück. Dann eilte alles an die Unglücksstelle. Der Wagen lag völlig zertrümmert auf der rechten Böschung. Er war mit einem riesigen Sprung ungefähr 30 Meter durch die Luft geschleudert worden. Eine Rakete fand man in einem Kartoffelfeld ungefähr 300 Meter von der Explosionsstelle entfernt. Unter den Füßen der Zuschauer, die trotz strengsten Befehl, nicht an die Unglücksstelle zu kommen, um die Wagentrümmer herumstanden, fanden die Monteure noch zwei geladene Raketen, die nicht zur Explosion gelangt waren. Um Fritz von Opel hatten sich die Herren der Reichsbahndirektion und die übrigen Beteiligten versammelt. Man stellte eine Untersuchung der Trümmer an. In der Zusammensetzung der Raketen waren Fehler vorgekommen, die die Explosion beschleunigt hatten. Nach der Ansicht des Ingenieurs Sander hatten sich fünf Raketen entzündet, von denen eine nach innen explodiert war. Dadurch war die ganze Ladung in die Luft gegangen. Da die Zuschauer alle Arbeiten behinderten, hielt Fritz von Opel mit den Vertretern der Reichsbahndirektion und dem zuständigen Landrat eine Besprechung ab, in der beschlossen wurde, eine zweite Versuchsfahrt mit Rak. V nicht mehr zu veranstalten.

Im Stillen hatte man auf diesen mißglückten Versuch die größten Hoffnungen gesetzt. Noch nie dagewesene Geschwindigkeiten sollten erzielt werden. Fritz von Opel und Ingenieur Sander haben sich jedoch durch dieses neue Unglück nicht entmutigen lassen. In drei bis vier Wochen wollen sie neue Versuche unternehmen.

## 60 000 Kilo Festschriften und fünf Waggons Notenpapier

**Wien.** Vom Wiener Sängerbundesfest werden jetzt noch Zahlen bekannt, die eine deutliche Vorstellung von den ungeheuren Ausmaßen dieses Festes geben. Nach ungefähren Schätzungen ist während der vier Tage des Sängerfestes ein Kapital von etwa 40 Millionen Reichsmark umgesetzt worden. Der Verkauf der Festkarten für die Sänger allein brachte eine Einnahme von 1.5 Millionen Reichsmark. Die Festschriften für die Sänger hatten ein Gewicht von 60 000 Kilo und mußten in mehreren Güterwagen nach Deutschland befördert werden. Außerdem waren, um allen Sängern für die großen Massenchöre die gleichen Noten zu verschaffen, aus Oesterreich fünf Waggons Notenpapier ausgeführt worden. Dazu kommen noch 3 Millionen Festabzeichen und viele Ladungen Propagandamaterial sowie fast eine halbe Million Exemplare der Sängerzeitung. —

Besonders schwierig gestaltete sich die Quartierfrage. Die 5000 Deutschamerikaner hatten fast sämtliche Hotelzimmer belegt. 40 000 Sänger waren in 300 Schulen untergebracht. Eine große Schwierigkeit bereitete die Beschaffung der Betten. Hier griff die deutsche Heeresverwaltung ein und schickte in 140 Waggons 60 000 Bettgarnituren nach Oesterreich, dazu Strohsäcke, Decken, Leintücher usw. Für die Strohsäcke mußte ein Teil der österreichischen Strohernte aufgekauft werden. Außer den Massenquartieren mußten noch 55 000 Privatquartiere belegt werden.

Neben anderen Getränken wurde auffallend viel Milch getrunken, so daß sich der Verkauf an Milch in Wien um etwa 20 Prozent steigerte. Auch der Eisverbrauch war sehr stark. So haben die Sänger allein etwa 8000 Liter Speiseeis verzehrt. Nach Angabe der Bäckereien wurden an den vier Tagen des Festes 400 000 Laib Brot und 4 Millionen Semmeln gebacken. Bemerkenswert ist, daß die deutschen Sänger fast keine Butter verbraucht zu haben scheinen. So ist der größte Teil der Buttervorräte, die für das Sängerfest angelegt worden waren, verdorben. Außerordentlich lebhaft war der Autoverkehr. Schätzungsweise hat jede der Wiener Taxen an den Tagen des Sängerfestes 180 bis 200 Kilometer zurückgelegt. Ein reiches Geschäft haben natürlich auch die Versicherungen gemacht. 35 000 Sänger hatten sich für die Festtage besonders gegen Tod und Unfall versichern lassen. 3000 Vereine hatten auch ihre Fahnen und sogar ihre Fahnenbänder versichert. Die Unkosten des Festzuges werden auf rund 20 000 Reichsmark geschätzt, die aber durch die Eintrittsgebühren für die Tribünenplätze gedeckt sind. Sehr groß war auch der Umsatz in Festpostkarten. Es wurden weit über 600 000 Postkarten verkauft, außerdem etwa 150 000 Festabzeichen sowie mehr als 100 000 Papierfahnen. Zur Zeit ist die Geschäftsstelle des Sängerbundesfestes noch mit der Abrechnung für die Quartiere beschäftigt. Täglich werden 5000 Personen abgefertigt. In etwa 14 Tagen dürfte auch diese Arbeit beendet sein, so daß dann die endgültige Bilanz des Festes gezogen und der Reingewinn, der mit Sicherheit zu erwarten ist, an den Deutschen Sängerbund nach Berlin überwiesen werden kann.

## Die ganze Menschheit hat auf dem halben Raum von Berlin Platz

Aus Berlin wird uns geschrieben:

Berlin ist räumlich die zweitgrößte Stadt der Welt. Die 4¼ Millionen Einwohner der Reichshauptstadt bewohnen eine Fläche von 878 Quadratkilometer. Kann diese gewaltige Fläche noch mehr Menschen aufnehmen? Ohne Zweifel, denn in der Stadt Berlin gibt es außer den bebauten Grundstücken noch zahlreiche Parks und Wälder. Der städtische Waldbesitz allein ist schon über 200 Quadratkilometer groß.

Wieviel Menschen haben nun in Berlin Platz? Oder: Wieviel können auf den 878 Quadratkilometer neben- und hintereinander stehen? Wie wäre es, wenn einmal die Bevölkerung ganz Deutschlands auf dem Raum, den Berlin einnimmt, aufstellte! Wenn man als Platz für einen ausgewachsenen Menschen eine Fläche von 2400 Quadratzentimeter annimmt, die vollkommen genügt, daß jeder mit „loser Tuchfühlung" neben dem andern stehen kann, so würde man für die etwa 64 Millionen Deutschen nur eine Fläche von etwas über 15 Quadratkilometer benötigen. Berlin wäre also viel zu groß dafür! Da der Bezirk Tiergarten etwa 13 Quadratkilometer groß ist, müßte man noch einige benachbarte Straßen hinzunehmen und könnte dann alle Deutschen hier unterbringen.

Ob sämtliche Europäer auf dem Raum von Groß-Berlin Platz hätten? Auch das läßt sich leicht ausrechnen. Die etwa 470 Millionen Europäer würden einen Platz von 112 Quadratkilometer beanspruchen und schon im Bezirk Cöpenick mit seinen 129 Quadratkilometer Platz haben.

Wie wäre es, wenn man einen Weltkongreß aller auf der Erde lebenden Menschen nach Berlin einberiefe! Könnten alle Erdbewohner hier Platz finden, oder müßten Millionen wieder abreisen? Nimmt man die Bevölkerung der Erde mit rund 1 700 Millionen an, so wäre dafür eine Fläche von nur 408 Quadratkilometer notwendig. Das heißt also: die ganze jetzt lebende Menschheit würde den Raum Berlins nur zur Hälfte anfüllen. Erst eine Verdoppelung der Menschen aller fünf Erdteile würde einen Platz beanspruchen, der so groß wie Berlin ist!

Daß große Zahlen fast immer eine mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmende Vorstellung erzeugen, zeigt auch folgender Vergleich: Sollte die ganze Menschheit, also 1700 Millionen Personen, auf Befehl eines Weltdiktators auf eine Inselgruppe verbannt werden, so hätten diese Menschen sämtlich auf den kleinen deutschen Nordseeinseln zusammen, also auf Helgoland, Wangeroog, Borkum, Sylt usw., bequem Platz, da diese Inseln zusammen etwas über 450 Quadratkilometer Fläche haben, während die Menschheit nur deren 408 benötigt.

## Der „Gekreuzigte" im Berliner Vorortzug

**Ein notleidender Artist, der Reklame machen will.**

**Berlin.** Eine eigenartige Ueberraschung erlebten dieser Tage Beamte und Fahrgäste auf dem Berliner Wannsee-Bahnhof. Kam da ein Insasse des 11,18 Uhr angekommenen Zuges auf den Aufsichtsbeamten zu und erzählte ihm mit aufgeregten Worten, daß sich in einem Abteil dritter Klasse des hintersten Wagens ein gekreuzigter Mann befinde. Man stand der Aussage skeptisch gegenüber, mußte sich indessen von ihrer Wahrheit überzeugen; denn in dem bezeichneten Abteil lag auf einem Holzkreuz an Händen und Füßen angenagelt tatsächlich ein Mann. Da die Vorortzüge am späteren Vormittag sehr wenig besetzt sind und die Abteile der hintersten Wagen ganz leer waren, konnte der Gekreuzigte seine Fahrt bis Berlin fortsetzen, ohne bemerkt zu werden. Als der Beamte des Berliner Wannsee-Bahnhofes den Mann samt dem Kreuz aufgeben wollte, gewann die Sache einen weit harmloseren Anstrich als man im ersten Augenblick angenommen hatte. Denn in den Mann, der ziemlich regungslos auf seinem Kreuz dalag, kam plötzlich Leben. Er hob die eine Hand von dem Kreuz ab, zog sich geschwind die Nägel aus der anderen Hand und aus den Füßen heraus, sprang vergnügt auf, nahm sein Kreuz und verließ das Abteil.

Bei seiner Vernehmung durch den Bahnhofsvorstand wurde der „Gekreuzigte" als ein Artist Reinhold Uellmer festgestellt. Auf die Frage, warum er sich in dem Zuge selbst ans Kreuz geschlagen hätte, erwiderte er: „Man muß doch leben" und setzte dann auseinander, daß er die ganze Geschichte inszeniert habe, weil er in Not sei. Er wollte die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Da er nach Art der Fakire die Fähigkeit besitzt, sich mit spitzen Gegenständen zu durchbohren, ohne Schmerz zu empfinden und zu bluten, hatte er sich bereits bei früherer Gelegenheit Hände und Füße durchbohrt und die Oeffnungen beibehalten, so daß es ihm jetzt ein Leichtes war, sich die Nägel durchzustechen und sich ans Kreuz zu nageln. Er ist mit dem Kreuz, das mit Packpapier umhüllt war, auf dem Bahnhof Wannsee eingestiegen, hat das Kreuz ausgepackt und schräg über die beiden Bänke eines Abteils dritter Klasser gelegt, um sich dann selbst darauf zu legen und die Nägel durchzustecken. Im einzelnen ist er dabei so vorgegangen, daß er die Füße mit einem metallenen Kettchen umwickelt und sie dann mittels eines langen Nagels am Kreuz festgemacht hat. Die für die Hände bestimmten Nägel waren ohne Kopf und bereits ins Kreuz eingeschlagen, so daß er die Hände nur auszustrecken und sie durch die Nägel durchzustecken brauchte. Zu Füßen des Kreuzes war ein großer Zettel befestigt, der die Bitte des „Gekreuzigten" enthielt, daß man ihn fortschaffen möchte, falls er bewußtlos aufgefunden werden sollte. Unterschrieben war der Zettel mit „Mortado". So nennt sich der Artist mit seinem Künstlernamen. Er steht in den vierziger Jahren und war früher Deckoffizier. Er war nur mit Hose und Sporthemd bekleidet. Da der gegenwärtig engagementslos sei und notleide, habe er, wie er sagte, zu diesem Mittel gegriffen, um für sich Reklame zu machen und dadurch Geld zu verdienen. Der Vorfall, der während der Fahrt von niemandem bemerkt wurde, hat auf dem Berliner Wannseebahnhof begreiflicherweise großes Aufsehen erregt.

## Eine Filmdiva knockt eine Tänzerin aus

**Budapest.** Ein junger, begabter Schauspieler, Geza Berczy, ist augenblicklich der Liebling aller jungen Damen von Budapest. Aber nicht nur im Zuschauerraum, auch hinter den Kulissen hat der junge Mime Verehrerinnen in großer Zahl. Und eifersüchtige Verehrerinnen dazu. Das ist kein Wunder, denn er ist jung, hübsch, elegant und schneidig im Auftreten. Außerdem soll er, wie ihm nachgesagt wird, für die Gunstbezeugungen junger Mädchen gar nicht so sehr unempfänglich sein. Aber dieses Vielumschwärmtsein hat auch seine Nachteile, die Herr Berczy ziemlich heftig zu spüren bekommen hat.

Im September vorigen Jahres weilte eine bekannte Berliner Filmschauspielerin in Budapest, um bei Filmaufnahmen mitzuwirken. Hier wurde sie mit Geza Berczy, der damals schon alle jungen Mädchenherzen höher schlagen ließ, bekannt. Bei ihrer Abreise hatte sie auf dem Bahnhof einen prächtigen Blumenstrauß in der Hand, der, wie nicht mit Unrecht angenommen wurde, von Berczy stammte. Und als alle Bekannte und Freunde der Abschiednehmenden noch einmal die Hand drücken wollten, stürzte plötzlich eine bekannte Budapester Schauspielerin hinzu, riß der überraschten Diva die Blumen aus der Hand und warf sie ihr an den Kopf. Dazu schrie sie mit recht häßlicher und schriller Stimme: „Es ist höchste Zeit, daß du dich zum Teufel scherst!" Dieser Vorfall konnte damals nur mit Mühe und Not vertuscht werden.

Das Interesse der Berliner Filmdiva an der ungarischen Hauptstadt hatte sich seit dieser Zeit aber sehr gesteigert. So oft es nur anging und so oft es ihre Engagementsverträge gestatteten, kam sie nach Budapest. Und besuchte dann auch Herrn Berczy. Dieser Tage war sie nun wieder einmal in der ungarischen Metropole eingetroffen. Wieder kam sie mit Geza Berczy zusammen und besuchte mit ihm am vergangenen Sonntagabend eines der elegantesten Nachtlokale der Stadt. In dieser Vergnügungsstätte tanzt allabendlich die Budapester Tänzerin Margarete Piller und entlockt der stets zahlreich vertretenen Lebewelt riesige Beifallsstürme. Geza Berczy scheint ihrem Herzen irgendwie nahe gestanden zu haben. Denn als er mit seiner Berliner Begleiterin das Lokal betreten und Platz genommen hatte, vergaß sie Tanz und Publikum, stürzte auf die Beiden zu und schrie sie an: „Ihr habt noch die Frechheit, hierher zu kommen?!" Und ohne eine Erwiderung abzuwarten, schlug sie Herrn Berczy mit der Faust in das hübsche, gepflegte Gesicht. Der Hieb ging auf die Nase, ein Blutstrom schoß hervor und verwandelte den eleganten Schauspieler im Nu in eine recht klägliche Erscheinung. Immerhin konnte sich der Geschlagene trotz seiner Verletzung noch so weit als Held erweisen, daß er die wütende Tänzerin von seiner Begleiterin abhielt. Die Berlinerin aber, die wohl zeigen wollte, daß sie keinen männlichen Schutz nötig habe, nahm auch sogleich Kampfstellung ein und landete bei der Tänzerin einen Knock-out, so daß die Angreiferin zurücktaumelte. Nur mit Mühe gelang es schnell hinzugeeilten Gästen, Margarete Piller vom blutigen Kampfplatz hinwegzuziehen.

Geza Berczy begab sich dann darauf mit seiner Begleiterin in die Garderobe, um das Lokal zu verlassen. Aber plötzlich war auch die Tänzerin wieder da, stürzte sich auf die völlig überraschte Filmdiva und begann, die ihr verhaßte Nebenbuhlerin regelrecht zu verprügeln. Erst spät nach Mitternacht konnte der notdürftig „restaurierte" Geza mit der übel zugerichteten Filmschauspielerin den Kampfplatz verlassen. Die Tänzerin wurde von der Direktion des Vergnügungsetablissements festgenommen und der Polizei übergeben.

## Ein geheizter Bergpaß

Mit einem derartigen Phänomen läßt Amerika das sattsam gehörte Wort „von den unbegrenzten Möglichkeiten" dieses Landes wieder einmal erstehen. In der Sierra Novada gibt es eine wichtige Straße, die über die Pässe der Sierra führt. Diese Straße, Victory Highway genannt, ist aber viele Wochen lang infolge der hohen Schneemassen unpassierbar. In Deutschland würde man sich damit vielleicht als mit einem unabänderlichen Naturereignis abfinden, in Amerika aber korrigiert die Technik die Natur, wo sie nicht in ihre Rechnung paßt. Es war lange schon ein Lieblingsplan amerikanischer Techniker, diesen Bergpaß das ganze Jahr hindurch passierbar zu machen, indem man den Paß künstlich erwärmen, und so das Eis zum Schmelzen bringen wollte. Jetzt beabsichtigt man eine energische Durchführung dieses Planes. 20 Meilen südlich von Reno befindet sich ein Gebiet mit zahlreichen Quellen und tätigen Geisern. Diese heißen Dämpfe will man nun durch eine Röhrenleitung in Kesseln sammeln, die in Abständen von vier Meilen längs der höchsten Punkte der Bergstraße ausgestellt werden sollen. Von den Kesseln aus würde dann die Erwärmung der Bergstraße das ganze Jahr hindurch möglich sein. So korrigiert amerikanische Technik die Natur. Ein geheizter Bergpaß dürfte selbst in unserer Zeit noch etwas Ungewöhnliches und Erstmaliges sein.

## Duell mit Autos

**Paris.** Die sehr bekannte Kabarettkünstlerin Renee Fagan hat gestern auf eine sehr originelle Art von einem ungetreuen Liebhaber Schulden eingetrieben. Sie legte sich mit ihrem Auto an der Ecke der Champs d'Elysees und der Rue Balzac auf die Lauer, bis ihr Freund, ebenfalls in seinem Auto, die Rue Balzac herunterkam. Sie setzte sofort ihren Wagen in Bewegung und versuchte ihren Gegner zu rammen, der, nicht faul, rückwärts fuhr. Die energische junge Dame schaltete aber den zweiten Gang ein, und mit einem lauten Krach fuhren die Wagen gegeneinander. Ein Schutzmann, der das seltsame Duell mitangesehen hatte, bat beide Parteien, ihm auf die Wache zu folgen. Dort wurde die Ursache ermittelt. Der junge Mann zog jedoch höflichst das Scheckbuch und verzichtete auf eine Klage.